



L. S. UND VIRGINIA WOOLF

DREI JUDEN
DAS ZEICHEN AN DER WAND

L. S. und Virginia Woolf
Drei Juden
Das Zeichen an der Wand
Zwei Geschichten

Englische Vorlage: Hogarth Press, Richmond, 1917
ngiyaw eBooks (durchgesehene maschinelle
Übersetzung)

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Nach einer Illustration der Vorlage



L. S. WOOLF
DREI JUDEN

Es war ein Sonntag und der erste Tag des Frühlings, der erste Tag, an dem man den Frühling überhaupt in der Luft spürte. Er wehte mit seinem warmen Atem zu meinem Fenster herein, mit seinem unvermeidlichen kleinen Hauch von Traurigkeit. Ich fühlte mich unruhig, und ich konnte nirgendwo hingehen; alle, die ich kannte, waren nicht in der Stadt. Ich schaute aus meinem Fenster auf die schwarzen Bäume, die zu blühen begannen, auf die Tulpen und Hyazinthen, die selbst London nicht ihrer Rot-, Blau- und Gelbtöne berauben konnte, auf die zarte Frühlingssonne auf

dem Asphalt und auf den blassblauen Himmel, in den die Schornsteine einbrachen. Ich ertappte mich dabei, wie ich ohne ersichtlichen Grund »verdammt noch mal« murmelte. Es war der Frühling, nehme ich an, die erste Regung des Blutes.

Ich wollte saubere Bäume sehen und die Sonne auf das Gras scheinen sehen; ich wollte Blumen und Blätter sehen, die nicht vom Ruß beschmutzt waren; ich wollte die Erde sehen und riechen; vor allem wollte ich den Horizont sehen. Ich spürte, dass jenseits der Häuser und der Schornsteine etwas auf mich wartete: Ich sollte es dort finden, wo sich Erde und Himmel treffen. Das tat ich natürlich nicht, aber ich nahm den Zug nach Kew.

Wenn ich in Kew auch nicht den Ort fand, an dem sich Erde und Himmel treffen, oder gar den Geruch der Erde, so sah ich doch die Sonne auf der braunen Rinde der Bäume und das zarte Grün des Grases. Es war Frühling dort, englischer Frühling mit seinem frischen, warmen Atem und seinem blassblauen Himmel über den Bäumen. Ja, der ruhige, geordnete englische Frühling, der selbst die blühende Üppigkeit großer Blumen, die in weißen Kaskaden über seltsamen tropischen Bäumen aufblühten, umarmte und ernüchterte.

Und der Frühling hatte die Menschen in die Gärten gebracht, das ruhige, ordentliche englische Volk. Es war die erste Regung des Blutes. Es hatte sie dazu gebracht, in Paaren, in Familienfesten, in engen, matronenhaften schwarzen Kleidern, in tristen Mänteln und Hosen, in schäbigen Röcken und Hüten herauszukommen. Einige kamen in eleganten Kostümen, Morgenanzügen und Gamaschen. Sie sahen sich die prächtigen Tropenbäume an, machten Witze, neckten sich gegenseitig und lachten nicht sehr laut. Sie freuten sich in ihrer ruhigen, geordneten englischen Art, freuten sich an der Wärme des Sonnenscheins, freuten sich, unter stillen Bäumen zu sein und das weiche Gras unter ihren Füßen zu spüren. Sie rannten nicht herum und schrien nicht, sie gingen langsam und leise und achteten darauf, die Ränder des Grases nicht zu berühren, weil die Schilder sie dazu aufforderten.

Es war sehr warm, sehr angenehm, und sehr anstrengend. Schließlich schritt ich durch das große Tor und wurde von einem Mann mit einer Krawatte — er stand auf dem Bürgersteig — durch ein georgianisches Haus in einen Garten gewunken, der mit weiß gedeckten Tischen und schmutzigen, klapprigen Stühlen übersät war. Der Garten war voll von Menschen, und ich setzte mich an den einzigen

freien Tisch und sah ihnen zu, wie sie unter der zarten Apfelblüte still und nüchtern Pflaumenkuchen aßen und Tee tranken.

Ein Mann kam den Garten hinauf und suchte schnell nach einem freien Platz. Ich beobachtete ihn müde und träge. Sein Gang war hektisch, schwungvoll und energisch. Ich bemerkte die Dicke seiner Beine oberhalb des Knies, die Arme, die so locker und schlaff an seinen Seiten hingen wie bei Leuten, die lose hängende Kleider ohne Ärmel tragen, sein dunkles, fettes Gesicht und den sinnlichen Mund, die großen Schwung der Oberlippe und die hängende Unterlippe. Ein kluges Gesicht, dunkel und unergründlich, mit seinen großen, geheimnisvollen Augen und den schweren Lidern, die an den Ecken in tiefe Falten gelegt waren.

Er blieb in der Nähe meines Tisches stehen, schaute auf den leeren Stuhl und dann auf mich und sagte:

»Verzeihen Sie, Sir, aber darf ich mich an Ihren Tisch setzen?«

Ich bemerkte die leichte Dicke der Stimme, die Überbetonung und den kleinen Hauch von Selbstbewusstsein. Ich sagte, dass mich das überhaupt nicht stört.

Er setzte sich hin, lehnte sich in seinem Stuhl

zurück und nahm seinen Hut ab. Er hatte eine hohe Stirn, schwarzes Haar und wohlgeformte, dicke Hände.

»Schöner Tag«, sagte er, »ein wunderbar schöner Tag, der schönste Tag, an den ich mich erinnern kann. Es geht nichts über einen schönen englischen Frühlingstag.«

Ich sah die zarte Apfelblüte und den blassblauen Himmel hinter seinem großen dunklen Kopf. Ich lächelte. Er sah das Lächeln, errötete und lächelte dann selbst.

»Sie sind amüsiert«, sagte er, immer noch lächelnd, »ich glaube, ich weiß warum«.

»Ja«, sagte ich, »Sie haben mich sofort erkannt, und ich habe Sie erkannt. Wir tauchen auf, nicht wahr, unter der Apfelblüte und diesem Himmel. Er gehört uns nicht, möchten Sie, dass er uns gehört?

»Ah«, sagte er ernst, »das ist die Frage. Oder besser gesagt, wir gehören nicht dazu. Wir gehören immer noch zu Palästina, aber ich bin mir nicht sicher, ob es nicht doch zu uns gehört.«

»Nun, vielleicht ist Ihre Version wahrer als meine. Ich nehme sie an, aber es bleibt immer noch die Frage, ob Sie dazugehören wollen.«

Er war nicht im Geringsten beleidigt. Er lehnte seinen Stuhl zurück, steckte einen Daumen in das

Armloch seiner Weste und sah sich im Garten um. In der dünnen Frühlingsluft und zwischen den unauffälligen Teetrinkern wirkte er schrecklich konzentriert, blühend intelligent. Er antwortete nicht auf meine Frage; er dachte nach, und als er sprach, stellte er eine weitere:

»Gehen Sie jemals in die Synagoge?«

»Nein.«

»Ich auch nicht, außer an Jom Kippur. Da gehe ich immer noch jedes Jahr hin — aus reiner Gewohnheit. Ich glaube natürlich nicht daran, ich glaube an nichts, Sie glauben an nichts, wir sind alle Skeptiker. Und doch gehören wir immer noch zu Palästina. Komisch, nicht wahr? Wie es herauskommt! Unter der Apfelblüte und dem blauen Himmel, wie Sie sagen, ebenso wie zwischen den Gräbern.«

»Zwischen den Gräbern?«

»Ah, ich dachte an einen anderen Mann, den ich getroffen habe. Er gehört auch zu Palästina. Soll ich Ihnen von ihm erzählen?«

Ich sagte, ich wünschte, er würde es tun. Er steckte die Hände in die Taschen und begann sofort.

* * * * *

Ich erinnere mich gut an den Tag, als ich ihn zum ersten Mal sah, so gut wie gestern. Damals gab es keine Apfelblüte, es war ein Novembertag, kalt, bitterkalt, der kälteste Tag, an den ich mich erinnern kann. Es war der Jahrestag des Todes meiner armen Frau. Sie war meine erste Frau, Rebecca. Sie war mir eine gute Ehefrau, das sage ich Ihnen — wir waren sehr glücklich. (Er nahm ein weißes seidenes Taschentuch heraus, öffnete es mit einer Art Schnörkel und schnäuzte sich lange und laut die Nase. Dann fuhr er fort.)

Ich habe sie auf dem Friedhof in K-Road begraben. Kennen Sie ihn? Ja. Was? Nein? Sie müssen ihn kennen, den großen Friedhof in der Nähe des Krankenhauses. Kennen Sie das Krankenhaus überhaupt? Nun, wenn Sie vom Bahnhof kommen, biegen Sie die erste Straße rechts und die zweite links ab, und schon sind Sie da. Es ist ein großer Friedhof, sehr groß, fast so groß wie Golders Green, und sie pflegen die Gärten sehr schön. Nun, meine arme Frau liegt dort — meine erste Frau, ich habe wieder geheiratet, und sie lebt und ist gesund, Gott sei Dank — und ich ging am ersten Jahrestag hin, um das Grab zu besuchen und Blumen darauf zu legen.

Da haben Sie es, da ist noch eine andere merkwürdige Sache. Ich frage mich oft, warum wir

das tun. Es ist ja nicht so, als ob es irgendjemandem etwas nützen würde. Ich glaube nicht an die Unsterblichkeit, Sie auch nicht, und wir alle auch nicht. Aber ich lege Blumen auf ihr Grab, obwohl es ihr nicht gut tut, der armen Seele. Ich nehme an, es ist ein Gefühl. Keiner kann sagen, dass wir Juden das nicht haben, und familiäre Zuneigung. Sie gehören zu unseren stärksten Eigenschaften.

Ja, sie mögen uns nicht. (Er schaut in die Runde der stillen Teetrinker.) Wir sind vielleicht zu klug, zu scharfsinnig, zu vorausschauend. Nous, das ist es, was wir haben, Nous, und das mögen sie nicht, was? Aber sie können uns unsere anderen Tugenden nicht verwehren — das Gefühl und die familiäre Zuneigung. Schauen Sie sich die Titanic-Katastrophe an: Wer hat sich geweigert, in die Boote zu gehen, wenn nicht ihr Mann? Wer ist Hand in Hand mit ihm in den Tod gegangen? Eh? Eine Jüdin! Da haben Sie's! Ihre Kinder erheben sich und nennen sie gesegnet; ihr Mann auch, und er lobt sie!

Ich habe diesen Vers aus den Sprüchen auf den Grabstein meiner armen Frau geschrieben. Ich weiß noch, wie ich an jenem Tag davor stand und ihn immer wieder las, an dem Tag, von dem ich spreche. Mein lieber Herr, ich fühlte mich ganz erbärmlich, als ich dort auf dem kalten, nassen Friedhof stand, mit all

den weißen Grabsteinen um mich herum und dem feuchten, gelben Novembernebel. Ich habe ein paar schöne weiße Blumen auf ihr Grab gelegt.

Der Friedhofswärter hatte mir einige Glasgallipots für die Blumen gegeben, und als ich ging, wollte ich ihm einen Schilling geben. Er stand in der Nähe des Tores. Du meine Güte! Man konnte ihn mit keinem anderen als einem Juden verwechseln. Seine Arme hingen von den Schultern herab, auf diese merkwürdige, lockere, schlaffe Art — Sie kennen das —, die die Kleider aussehen lässt, als gehörten sie nicht dem Mann, der sie trägt. Kluge, schlaue, graue Augen, ein goldener Zwicker, und eine Nase, bei Gott, Sir, eine der besten, eine jener Nasen, weiß und glänzend, die, wenn man sie ganz ansieht, fast flach auf dem Gesicht erscheint, aber ungeheuer breit ist und sich wie eine breite Landstraße von den buschigen Augenbrauen über die Lippen hinunterwölbt. Und das Profil war kolossal; es ragte wie ein Elefantenrüssel mit seinen üppigen Kurven und Schnörkeln heraus.

Ich war, wie gesagt, ganz und gar unglücklich. Ich brauchte jemanden zum Reden, und obwohl ich nicht erwartete, von einem Friedhofswärter viel Trost zu bekommen, sagte ich im Gespräch, als ich ihm einen Schilling gab:

»Sie pflegen diese Gärten sehr schön.«

Er sah mich über die goldenen Ränder seiner Brille hinweg an:

»Wir tun unser Bestes. Ich bin noch nicht lange hier, wissen Sie, aber ich tue mein Bestes. Und mehr kann ein Mann nicht tun, nicht wahr?«

»Nein«, sagte ich, »das kann er nicht.«

Er legte den Kopf auf die Seite und betrachtete einen Grabstein in der Nähe: Er war zur Seite gekippt, vom Ruß schmutzig-gelb geschwärzt, und der Putz blätterte ab. Auf dem Grab wuchs ein schmutziges, dürres Immergrün. Ich erinnere mich an einen Text auf dem Stein, in dem stand, dass der Gerechte sich wie ein Lorbeerbaum ernährt.

»Natürlich kann man nicht alles machen. Schauen Sie sich das jetzt an. Es gibt Leute, die machen gar nichts, kommen nie in die Nähe des Ortes, geben keinen Pfennig für ihre Gräber aus. Dann werden sie natürlich so. Es wird immer schlimmer werden, denn wir begraben hier nur noch die Reserve. Manchmal ist niemand schuld: Die Familien sterben aus, die Gräber werden vergessen. Es sieht nicht schön aus, aber na ja, sage ich, was macht das schon? Wenn ich tot bin, können sie mich auf den Misthaufen werfen, von mir aus.«

Er betrachtete die Reihen schmutziger weißer Grabsteine, für die er zuständig war, kritisch und mit einer feindseligen Miene, als hätten sie ihm etwas angetan.

»Sie glauben vielleicht nicht an ein Leben nach dem Tod?« sagte ich.

Er schob die Hände tief in die Taschen seines langen Mantels, richtete sich zurecht und blickte hinauf zum gelben Himmel und den schmutzig gelben Häusern, die sich über dem Friedhof abzeichneten.

»Nein«, sagte er mit Überzeugung. »Es ist unwahrscheinlich. Niemand weiß etwas davon. Es ist unwahrscheinlich, nicht wahr?«

»Nein, aber was ist mit der Bibel?«

Seine kalten grauen Augen blickten mich über den goldenen Kneifer hinweg unverwandt an.

»Ich bin mir nicht sicher, ob in der Bibel viel darüber steht, oder? Und man kann nicht alles glauben, was in der Bibel steht. Da ist natürlich der Allmächtige, na ja, wer kann das schon sagen? Vielleicht gibt es ihn, vielleicht auch nicht — ich sage, ich weiß es nicht. Aber ein Leben im Jenseits, daran glaube ich nicht. Man muss jetzt nicht alles glauben: Als ich jung war, war das anders. Damals musste man alles glauben; man musste alles glauben, was sie einem

in der Schule erzählt haben. Jetzt darf man selbst denken. Und man darf nicht zu viel denken: Wenn man zu viel über diese Dinge nachdenkt, wird man verrückt, wahnsinnig. Was ich sage, ist, führe hier ein reines, sauberes Leben, und du wirst hier deine Belohnung bekommen. Ich habe es in meinem eigenen Fall gesehen: Ich war nicht immer in einem solchen Job. Ich hatte einmal ein Geschäft, es ging schief, ohne dass ich etwas dafür konnte, und ich verlor alles — alles wurde verkauft, außer einem alten Holzbett. Ah, das waren harte Zeiten, das kann ich Ihnen sagen! Dann wurde mir dieser Job angeboten — er ist nicht sehr gut, aber ich dachte mir: Nun, solange ich lebe, werde ich meiner Frau und meinen beiden Jungs ein komfortables Zuhause bieten können. Ich habe versucht, ein anständiges Leben zu führen, und ich werde jetzt bessere Zeiten erleben, oder?

Ich dachte an meine eigene Frau und meine mutterlosen Kinder: meine Traurigkeit nahm zu. Und ich dachte an unsere Rasse, ihre Traditionen und ihren Glauben, wie sie in dem Leben, das uns umgibt, verschwinden. Der alte Geist, der alte Glaube, sie hatten leidenschaftlich und kräftig am Leben gehalten — wie viele Jahrhunderte — als wir bespuckt und ausgestoßen waren. Aber jetzt sind sie kalt und schwach, verschwinden im allgemeinen Unglauben. Ich

betrachtete den Mann im Schatten des schmutziggelben Londoner Nebels und der schmutziggelben Londoner Häuser. »Dieser Mann«, dachte ich bei mir, »ein einfacher Grabwächter ist davon genauso betroffen wie ich. Er ist jetzt genauso wenig ein Jude wie ich. Wir sind nur noch äußerlich Juden, in unseren schwarzen Haaren und unseren großen Nasen, in der Art, wie wir stehen und wie wir gehen. Aber innerlich sind wir keine Juden mehr. Selbst er glaubt nicht daran, der Hüter der jüdischen Gräber! Der alte Geist, der alte Glaube ist aus ihm gewichen.«

Ich habe mich geirrt; jetzt weiß ich es, und ich werde es Ihnen sagen, wie ich es erkannt habe. Der Geist ist immer noch da; er kommt unter der Apfelblüte hervor, und er kommt auch zwischen den Gräbern hervor.

Das nächste Mal, als ich ihn sah, war ein anderer Novembertag, ein englischer, ein Londoner Tag; oh Herr, seine Nase zeigte sich darin sehr weiß und blühend unter den geraden Häusern und den Schornsteinen und dem schweren, melancholischen tropfenden Himmel. Ich hatte in der Zwischenzeit geheiratet, und meine Frau — wie die gute Seele, die sie ist — war mit mir gekommen, um Blumen auf das Grab meiner armen Rebecca zu legen — ein weiterer Jahrestag, wie Sie sehen. Ja, ich war glücklich — das

kann ich Ihnen sagen — sogar am Grab meiner armen Rebecca.

Er stand dort an derselben Stelle, in einem schwarzen Zylinder und einem großen schwarzen Mantel, und betrachtete die Grabsteine über seine goldumrandete Brille hinweg. Alle Sorgen der Welt schienen auf seinen schrägen Schultern zu lasten.

»Guten Tag«, sagte er zu mir und berührte nur die Krempe seines Hutes.

»Nun«, sagte ich, »und wie sieht es bei Ihnen aus?«

Er schaute mich mit seinen harten, grauen Augen an, die einen Ausdruck des Schmerzes hatten, und sagte in einem Ton, der weder Ehrfurcht noch Ironie, ja überhaupt kein Gefühl in sich trug:

»Der Herr hat gegeben und der Herr hat genommen, gepriesen sei der Name des Herrn. Letzten Donnerstag habe ich meine arme Frau beerdigt«.

Es herrschte eine peinliche Stille.

»Es tut mir sehr leid, das zu hören«, sagte ich, »sehr leid«.

»Ja«, sagte er, »die Gerechten gedeihen wie der Lorbeerbaum: das sagt man uns: Sie sehen es dort auf dem Grabstein.«

Er legte den Kopf auf die Seite und starrte ihn an.

»Vell«, sagte er — und ich bemerkte zum ersten

Mal die schleppende jüdische Sprache — »völl, es ist da, also nehme ich an, es ist wahr, nicht wahr? Aber es ist schwer zu sehen, Sie wissen schon, immer. Ich habe oft gesagt, das Einzige, was wir tun können, ist, hier ein reines Leben zu führen, ein reines Leben, und wir werden unsere Belohnung bekommen. Aber meine scheint ziemlich lange auf sich warten zu lassen«, seufzte er, »ja, ziemlich lange, sage ich Ihnen. Ich hatte es vorher schwer, wir beide, meine arme Frau und ich. Und dann bekam ich endlich diesen Job; ich dachte, sie würde endlich ein glückliches, friedliches Leben haben. Der Lohn war nicht sehr hoch, aber er reichte aus, um uns und die beiden Jungen zu ernähren. Und ein schönes Haus für sie. Und dann, kaum dass wir hier sind, wird sie krank und stirbt, die arme Seele.«

Er wischte sich über die Augen.

»Ich weiß nicht, warum ich sie als arme Seele bezeichnen sollte. Sie ruht so oder so. Und sie hat mir die beste, die allerbeste Frau gegeben, die ein Mann haben kann.«

Er steckte die Hände tief in die Taschen seines Mantels, verschränkte die Arme an den Seiten, so dass er wie ein großer schwarzer Vogel aussah, der seine Flügel um sich faltet, und wippte hin und her, erst auf

den Zehen, dann auf den Fersen, wobei er mich mit gerunzelter Stirn von der Seite ansah.

»Ja«, sagte er, »ich habe meine beiden Jungs. Ich wünschte, Sie könnten sie sehen. Feine junge Kerle. Der eine verdient 30/- die Woche, obwohl er erst achtzehn ist. Er wird es gut machen, das sage ich Ihnen; hier oben ist alles in Ordnung. Er tippte sich an die Stirn. »Und der andere, obwohl ich sein Vater bin, traue ich mich nicht, es jemandem zu sagen, er ist ein Genie — er zeichnet, zeichnet wunderschön, und malt auch, richtige künstlerische Bilder. Ah, das sind gute Jungs — ein bisschen wild, der ältere«, er senkte die Stimme und zeigte seine Zähne in einem Grinsen, »er hat ein Auge für die Petticoats, aber Jungs sind eben Jungs. Ich wage zu behaupten, dass ich selbst auch so war.«

Ich mochte das Grinsen nicht, wenn meine Frau dort stand, also gab ich ihm einen Schilling und ging. Ich habe ihn noch einmal gesehen: der Tag kam wieder, und diesmal nahm ich meinen Jungen mit, den lieben kleinen Kerl, um das Grab seiner Mutter zu sehen. Und Fanny kam auch — ach, sie ist eine Mutter für diese mutterlosen Kinder.

Er stand immer noch am selben Ort, mit Zylinder und schäbigem schwarzen Mantel. Ich sah sofort, dass

mit ihm etwas nicht stimmte. Seine Kleidung schien an ihm zu hängen, als wäre er nur eine alte Kleiderstütze; seine alten gebeugten Schultern hingen mehr denn je. Sein Gesicht war grau, blass und furchtbar faltig, und seine Nase war weißer und glänzender als je zuvor. Schäbig war das Wort für ihn, schäbig von innen und außen, schäbig durch und durch. Er war geschlagen, degradiert, niedergeschlagen, untergegangen, völlig am Ende. Und doch sah er irgendwie so aus, als wäre genau das nicht passiert — er war nicht in Stücke gegangen: Es gab etwas an ihm, das immer noch aufrecht stand und ihn zusammenhielt, etwas wie ein Felsen, der, geschlagen und gestoßen, immer noch unbezwingbar blieb.

»Und wie geht es Ihnen?« fragte ich.

»Schlecht«, sagte er mit flacher Stimme, »schlecht — ich bin nicht mehr der, der ich einmal war.«

»Nichts Ernstes, hoffe ich?«

»Vell, ich bin noch nicht auf dem Rücken.«

»Und die Jungs? Ich hoffe, es geht ihnen noch gut.«

Eine Art Starre überkam ihn: Er beäugte mich verstohlen und doch streng.

»Jungs? Ich habe nur einen Jungen.«

»Ah, es tut mir leid, sehr leid, um . . .«

»Nein, nein, es ist nicht das, was Sie denken, nicht

das. Ich hatte Probleme, aber nicht das. Mein ältester Sohn ist nicht mehr mein Sohn — ich habe ihn nicht mehr, ich habe nur noch einen Sohn.«

Da war nichts Niedergeschlagenes, nichts Demütiges mehr in ihm. Er schien sich zusammenzureißen, größer zu werden. Eine halsstarrige Rasse, dachte ich!

»Wenn Sie mich fragen, wie viele Söhne ich habe, sage ich: nur einen, nur einen. Dieser Bursche ist gar nicht mein Sohn. Ich hatte ein Dienstmädchen, das in meinem Haus arbeitete, ein christliches Dienstmädchen, und er hat sie hinter meinem Rücken geheiratet. Er bittet mich, mich zum Essen mit einem Mädchen hinzusetzen, einem christlichen Mädchen, das in meinem Haus gearbeitet hat — ich kann das nicht tun. Ich bin nicht stolz darauf, aber es gibt einige Dinge — wenn er zu mir gekommen wäre und gesagt hätte: »Papa, ich möchte ein Mädchen heiraten« — ein wirklich nettes Mädchen — »aber sie ist keine von uns: wirst du mir deine Erlaubnis und deinen Segen geben?« Nun, ich glaube nicht an so etwas. Unsere Frauen sind genauso gut, besser als christliche Frauen. Sind sie nicht genauso schön, genauso klug, genauso gute Ehefrauen? Ich weiß, dass meine arme Mutter, Gott hab sie selig, zu sagen pflegte: »Mein Sohn«, sagte sie, »wenn du zu mir kommst und sagst, du willst

ein gutes Mädchen heiraten, eine Jüdin, dann ist es mir egal, ob sie kein Hemd auf dem Rücken hat, ich werde sie willkommen heißen — aber wenn du eine Christin heiratest, wenn sie so reich ist wie Salomon, dann bin ich mit dir fertig — wage es nie wieder, in mein Haus zu kommen.« So weit gehe ich nicht, obwohl ich es verstehe. Die Zeiten ändern sich: Ich hätte vielleicht seine Frau empfangen, auch wenn sie eine Nichtjüdin war. Aber ein Dienstmädchen, das mein Geschirr wäscht! Das könnte ich nicht tun. Man muss eine gewisse Würde haben.«

Er stand aufrecht da, streng, edel: ein übel zugerichteter, narbiger alter Stein, aber unbeweglich unter seinem schäbigen schwarzen Mantel. Ich konnte ihm keinen Schilling anbieten, schüttelte seine Hand und ließ ihn über seinen Sohn und seine Gräber grübeln.





VIRGINIA WOOLF DAS ZEICHEN AN DER WAND

Vielleicht war es Mitte Januar dieses Jahres, als ich zum ersten Mal aufblickte und das Zeichen an der Wand sah. Um ein Datum festzulegen, muss man sich erinnern, was man gesehen hat. So denke ich jetzt an das Feuer, den gleichmäßigen gelben Lichtfilm auf der Seite meines Buches, die drei Chrysanthemen in der runden Glasschale auf dem Kaminsims. Ja, es muss Winter gewesen sein, und wir hatten gerade unseren Tee beendet, denn ich erinnere mich, dass ich auch

gerade eine Zigarette rauchte, als ich aufblickte und das Zeichen an der Wand zum ersten Mal sah. Ich blickte durch den Rauch meiner Zigarette nach oben, und mein Blick blieb für einen Moment auf den glühenden Kohlen hängen, und die alte Vorstellung von der purpurnen Fahne, die vom Schlossturm flatterte, kam mir in den Sinn, und ich dachte an den Reiterzug roter Ritter, die an der Seite des schwarzen Felsens hinaufritten. Zu meiner Erleichterung unterbrach der Anblick des Zeichens die Fantasie, denn es ist eine alte Fantasie, eine automatische Fantasie, die ich vielleicht als Kind entwickelt habe. Das Zeichen war ein kleiner, runder, schwarzer Fleck auf der weißen Wand, etwa sechs oder sieben Zoll über dem Kaminsims.

Wie leicht schwärmen unsere Gedanken von einem neuen Gegenstand, heben ihn ein wenig an, wie Ameisen einen Strohhalm fieberhaft tragen, und lassen ihn dann wieder liegen. Wenn diese Markierung von einem Nagel stammt, kann es sich nicht um ein Bild handeln, sondern um eine Miniatur — die Miniatur einer Dame mit weiß gepuderten Locken, gepuderten Wangen und Lippen wie rote Nelken. Ein Betrug natürlich, denn die Leute, die dieses Haus vor uns besaßen, hätten Bilder auf diese Weise ausgewählt — ein altes Bild für ein altes Zimmer. Solche Leute

waren sie — sehr interessante Leute, und ich denke so oft an sie, an so seltsamen Orten, weil man sie nie wieder sehen wird, nie erfährt, was dann geschah. Sie trug ein Flanellhundehalsband um den Hals, und er zeichnete Plakate für eine Haferflockenfirma, und sie wollten dieses Haus verlassen, weil sie ihren Einrichtungsstil ändern wollten, sagte er, und er war gerade dabei zu sagen, dass seiner Meinung nach Kunst Ideen haben sollte, als wir auseinandergerissen wurden, so wie man von der alten Dame, die gerade Tee ausschenkt, und dem jungen Mann, der gerade den Tennisball im Hintergarten der Vorstadtvilla schlägt, weggerissen wird, wenn man im Zug vorbeirauscht.

Aber was den Fleck angeht, bin ich mir nicht sicher; ich glaube nicht, dass er von einem Nagel stammt; dafür ist er zu groß und zu rund. Ich könnte aufstehen, aber wenn ich aufstehe und es mir ansehe, kann ich es zehn zu eins nicht mit Sicherheit sagen; denn wenn etwas einmal geschehen ist, weiß niemand mehr, wie es geschehen ist. O du liebe Zeit, das Geheimnis des Lebens! Die Ungenauigkeit des Denkens! Die Unwissenheit der Menschheit! Um zu zeigen, wie wenig Kontrolle wir über unsere Besitztümer haben — was für eine zufällige Angelegenheit dieses Leben nach all unserer Zivilisation ist —, lassen Sie mich einfach

ein paar der Dinge aufzählen, die in einem Leben verloren gehen, beginnend, denn das scheint immer der mysteriöseste aller Verluste zu sein — welche Katze würde nagen, welche Ratte würde knabbern — drei blassblaue Kanister mit Buchbindewerkzeugen? Dann waren da noch die Vogelkäfige, die Eisenreifen, die Stahlschlittschuhe, die Queen-Anne-Kohlekiste, das Bagatellbrett, die Handorgel — alles weg, und auch die Juwelen. Opale und Smaragde, sie liegen um die Wurzel der Rüben. Was für eine kratzende Schälerei das doch ist! Es ist ein Wunder, dass ich überhaupt noch etwas an habe, dass ich in diesem Moment von soliden Möbeln umgeben bin. Wenn man das Leben mit irgendetwas vergleichen will, muss man es damit vergleichen, mit fünfzig Meilen pro Stunde durch den Tunnel der Unterirdischen geblasen zu werden — und am anderen Ende ohne eine einzige Haarnadel in den Haaren zu landen! Völlig nackt zu den Füßen Gottes geschossen zu werden! Kopfüber in die Asphodeloswiesen zu stürzen wie braune Papierpakete, die man in der Post in eine Röhre geworfen hat! Mit zurückfliegenden Haaren wie der Schweif eines Rennpferdes. Ja, das scheint die Schnelligkeit des Lebens auszudrücken, das ewige Verschwenden und Reparieren; alles so beiläufig, alles so planlos. . . . Aber nach dem Leben. Das langsame

Abreißen der dicken grünen Stängel, damit der Kelch der Blume, wenn sie sich umdreht, einen mit violetterem und rotem Licht überflutet. Warum sollte man nicht dort geboren werden, wie man hier geboren wird, hilflos, sprachlos, unfähig, sein Augenlicht zu fokussieren, an den Wurzeln des Grases, an den Zehen der Riesen tastend? Was die Frage betrifft, welche Bäume und welche Männer und Frauen sind, oder ob es solche Dinge gibt, so wird man erst in etwa fünfzig Jahren in der Lage sein, dies zu tun. Es wird nichts geben als helle und dunkle Räume, die von dicken Halmen durchzogen sind, und etwas weiter oben vielleicht rosaförmige Flecken von undeutlicher Farbe — undeutliche Rosatöne und Blautöne —, die mit der Zeit immer deutlicher werden, zu — ich weiß nicht was.

Dabei ist dieser Fleck an der Wand gar kein Loch. Es kann sogar von irgendeiner runden schwarzen Substanz stammen, wie einem kleinen Rosenblatt, das vom Sommer übrig geblieben ist, und ich, der ich keine sehr aufmerksame Haushälterin bin, sehe mir zum Beispiel den Staub auf dem Kaminsims an, den Staub, der, wie man sagt, Troja dreimal begraben hat, nur Bruchstücke von Töpfen, die sich der Vernichtung verweigern, wie man glauben kann. Aber ich kenne eine Haushälterin, eine Frau mit dem Profil eines

Polizisten, mit diesen kleinen runden Knöpfen, die sogar am Rande ihres Schattens zu sehen sind, eine Frau mit einem Besen in der Hand, einem Daumen auf Bilderrahmen, einem Auge unter Betten, und sie spricht immer von Kunst. Sie kommt immer näher und näher, und jetzt, wo sie auf bestimmte gelbe Rostflecken auf dem Kaminrahmen zeigt, wird sie so bedrohlich, dass ich, um sie zu vertreiben, etwas unternehmen muss: Ich muss aufstehen und mit eigenen Augen sehen, was dieser Fleck . . .

Aber nein. Ich weigere mich, geschlagen zu werden. Ich werde mich nicht bewegen. Ich werde sie nicht erkennen. Siehst du, sie verblasst schon. Ich bin sie und ihre Andeutungen, die ich ganz deutlich höre, fast los. Doch sie hat das Pathos aller Menschen, die Kompromisse eingehen wollen. Und warum sollte ich ihr verübeln, dass sie ein paar Bücher in ihrem Haus hat, ein oder zwei Bilder? Aber was ich ihr wirklich übel nehme, ist, dass sie mir etwas übel nimmt — das Leben ist schließlich eine Angelegenheit von Angriff und Verteidigung. Ein anderes Mal werde ich es mit ihr austragen, nicht jetzt. Sie muss jetzt gehen. Der Baum vor dem Fenster klopft ganz leise an die Scheibe. Ich möchte ruhig, gelassen, weiträumig denken, niemals unterbrochen werden, niemals von meinem Stuhl aufstehen müssen, leicht von einer

Sache zur anderen gleiten, ohne jedes Gefühl von Feindseligkeit oder Hindernis. Ich möchte tiefer und tiefer sinken, weg von der Oberfläche mit ihren harten, getrennten Fakten. Um mich zu beruhigen, halte ich mich an der ersten Idee fest, die mir kommt. Shakespeare. Nun, er wird genauso gut sein wie ein anderer. Ein Mann, der sich fest in einen Sessel setzte und ins Feuer blickte, so — ein Schauer von Ideen fiel unaufhörlich von irgendeinem sehr hohen Himmel auf seinen Geist herab. Er stützte die Stirn auf die Hand, und die Leute schauten durch die offene Tür herein, denn diese Szene soll sich an einem Sommerabend abspielen — aber wie langweilig ist das, diese historische Fiktion! Sie interessiert mich überhaupt nicht. Ich wünschte, ich käme auf einen angenehmen Gedankengang, einen Gedankengang, der mich indirekt lobt, denn das sind die angenehmsten Gedanken, und sehr häufig sogar in den Köpfen von bescheidenen mausfarbenen Menschen, die wirklich glauben, dass sie ihr eigenes Lob nicht hören wollen. Es sind keine Gedanken, mit denen man sich direkt lobt, das ist das Schöne an ihnen, es sind Gedanken wie dieser.

»Und dann kam ich in den Raum. Sie unterhielten sich über Botanik. Ich erzählte, dass ich eine Blume gesehen hatte, die auf einem Staubhaufen auf dem

Gelände eines alten Hauses in Kingsway wuchs. Die Saat, sagte ich, muss in der Regierungszeit Karls des Ersten gesät worden sein. Welche Blumen wuchsen in der Regierungszeit Karls des Ersten? fragte ich — (aber ich erinnere mich nicht mehr an die Antwort). Hohe Blumen mit violetten Quasten vielleicht. Und so geht es weiter. Die ganze Zeit über kleide ich die Figur meiner selbst in meinem Kopf liebevoll und heimlich ein, ohne sie offen anzubeten, denn wenn ich das täte, würde ich mich selbst ertappen und sofort die Hand nach einem Buch ausstrecken, um mich zu schützen. Es ist in der Tat merkwürdig, wie instinktiv man das Bild von sich selbst vor Abgötterei oder jeder anderen Behandlung schützt, die es lächerlich machen könnte oder zu unähnlich dem Original, um noch daran zu glauben. Oder ist es doch nicht so merkwürdig? Es ist eine Angelegenheit von großer Bedeutung. Nehmen wir an, der Spiegel zerbricht, das Bild verschwindet, und die romantische Gestalt mit dem Grün der Waldtiefen um sie herum ist nicht mehr da, sondern nur noch die Hülle einer Person, die von anderen Menschen gesehen wird — was für eine luftlose, flache, kahle, prominente Welt wird daraus! Eine Welt, in der man nicht leben kann. Wenn wir uns in Omnibussen und unterirdischen Bahnen gegenüberstehen, schauen wir in den Spiegel; das

erklärt den Ausdruck in unseren vagen und fast glasigen Augen. Und die Romanciers werden sich in Zukunft immer mehr der Bedeutung dieser Spiegelungen bewusst werden, denn natürlich gibt es nicht nur eine Spiegelung, sondern eine fast unendliche Anzahl; das sind die Tiefen, die sie erforschen werden, das sind die Phantome, denen sie nachgehen werden, wobei sie die Beschreibung der Wirklichkeit immer mehr aus ihren Geschichten herauslassen und eine Kenntnis von ihr als selbstverständlich voraussetzen, wie es die Griechen taten und Shakespeare vielleicht; aber diese Verallgemeinerungen sind sehr wertlos. Der militärische Klang des Wortes ist genug. Es erinnert an Leitartikel, Kabinettsminister — in der Tat eine ganze Klasse von Dingen, die man als Kind für die Sache selbst hielt, die Standardsache, die wirkliche Sache, von der man nicht abweichen konnte, außer auf die Gefahr hin, namenlos verdammt zu werden. Verallgemeinerungen erinnern irgendwie an den Sonntag in London, an Sonntagnachmittagsspaziergänge, Sonntagsmittagessen, und auch an die Art, wie man von den Toten spricht, an Kleidung und Gewohnheiten — wie die Gewohnheit, bis zu einer bestimmten Stunde alle zusammen in einem Zimmer zu sitzen, obwohl das niemand mochte. Es gab für alles eine

Regel. Die Regel für Tischtücher in dieser Zeit war, dass sie aus Gobelin mit kleinen gelben Fächern bestehen sollten, wie man sie auf Fotos von den Teppichen in den Fluren der königlichen Paläste sehen kann. Eine andere Art von Tischtüchern waren keine echten Tischtücher. Wie schockierend und doch wunderbar war es, zu entdecken, dass diese realen Dinge, die Sonntagsessen, die Sonntagsspaziergänge, die Landhäuser und die Tischdecken, nicht ganz real waren, dass sie in der Tat halbe Phantome waren, und dass die Verdammnis, die den Ungläubigen an ihnen traf, nur ein Gefühl der illegitimen Freiheit war. Was tritt nun an die Stelle dieser Dinge, frage ich mich, dieser wirklichen Standarddinge? Männer vielleicht, falls Sie eine Frau sind; die männliche Sichtweise, die unser Leben bestimmt, die den Standard setzt, die Whitakers Vorrangtabelle aufstellt, die, wie ich annehme, seit dem Krieg für viele Männer und Frauen zu einem halben Phantom geworden ist, von dem man hoffen kann, dass es bald in den Mülleimer gelacht wird, wo die Phantome hinkommen, die Mahagoni-Anrichten und Landseer-Drucke, Götter und Teufel, die Hölle und so weiter, und uns alle mit einem berausenden Gefühl illegitimer Freiheit zurücklässt — falls es Freiheit gibt.

Bei bestimmten Lichtverhältnissen scheint dieses

Zeichen an der Wand tatsächlich aus der Wand herauszuragen. Er ist auch nicht ganz kreisförmig. Ich bin mir nicht sicher, aber es scheint einen spürbaren Schatten zu werfen, der mir suggeriert, dass, wenn ich mit meinem Finger an diesem Streifen der Wand entlangfahre, er an einem bestimmten Punkt einen kleinen Hügel auf- und absteigen würde, einen glatten Hügel wie jene Grabhügel in den South Downs, die, wie man sagt, entweder Gräber oder Lager sind. Von beidem würde ich sie als Gräber bevorzugen, da ich mich wie die meisten Engländer nach Melancholie sehne und es natürlich finde, am Ende einer Wanderung an die Knochen zu denken, die unter der Grasnarbe liegen. Es muss ein Buch darüber geben. Irgendein Antiquar muss diese Knochen ausgegraben und ihnen einen Namen gegeben haben. Was für ein Mann ist ein Antiquar, frage ich mich? Meistens ein Oberst im Ruhestand, wage ich zu behaupten, die hier Gruppen von alten Arbeitern auf den Gipfel führen, Erdklumpen und Steine untersuchen und mit den benachbarten Geistlichen korrespondieren, was ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit gibt, da sie zur Frühstückszeit geöffnet werden, und der Pfeilspitzen-Vergleich macht Reisen über Land in die Städte der Grafschaft erforderlich, eine angenehme Notwendigkeit sowohl für sie als auch für ihre älteren

Ehefrauen, die Pflaumenmus kochen oder das Arbeitszimmer ausmisten wollen und allen Grund haben, die große Frage nach dem Lager oder dem Grab in ständiger Schwebelage zu halten, während der Colonel selbst sich angenehm philosophisch fühlt, wenn er Beweise für beide Seiten der Frage sammelt. Es ist wahr, dass er letztendlich dazu neigt, an das Lager zu glauben; und, da er dagegen ist, alle seine Pfeilspitzen in eine Waage wirft und, da er noch weiter dagegen ist, ein Pamphlet verfasst, das er bei der vierteljährlichen Versammlung der örtlichen Gesellschaft vorlesen will, als ihn ein Schlaganfall niederstreckt und seine letzten bewussten Gedanken nicht der Leitung oder dem Kind gelten, sondern an das Lager und die dortige Pfeilspitze, die sich jetzt in der Vitrine des örtlichen Museums befindet, zusammen mit der Hand einer chinesischen Mörderin, einer Handvoll elisabethanischer Nägel, einer großen Anzahl von Tonpfeifen aus der Tudorzeit, einem Stück römischer Keramik und dem Weinglas, aus dem Nelson trank — was ich wirklich nicht weiß.

Nein, nein, nichts ist bewiesen, nichts ist bekannt. Und wenn ich in diesem Augenblick aufstünde und feststellte, dass der Fleck an der Wand in Wirklichkeit — wie soll man sagen — der Kopf eines riesigen alten Nagels ist, der vor zweihundert Jahren eingeschlagen

wurde und nun, dank der geduldigen Abnutzung vieler Generationen von Hausmädchen, seinen Kopf über dem Anstrich offenbart hat und im Anblick eines weißwandigen, feuerbeleuchteten Zimmers seinen ersten Blick auf das moderne Leben wirft, was würde ich gewinnen? Wissen? Stoff für weitere Spekulationen? Ich kann im Sitzen genauso gut denken wie im Stehen. Und was ist Wissen? Was sind unsere Gelehrten anderes als die Nachkommen von Hexen und Einsiedlern, die in Höhlen und Wäldern hockten, Kräuter brauten, Spitzmäuse befragten und die Sprache der Sterne niederschrieben? Und je weniger wir sie ehren, je mehr unser Aberglaube schwindet und unser Respekt vor Schönheit und geistiger Gesundheit zunimmt. Ja, man könnte sich eine sehr angenehme Welt vorstellen. Eine ruhige, weite Welt, in der die Blumen auf den Feldern so rot und blau blühen. Eine Welt ohne Professoren oder Spezialisten oder Haushälterinnen mit den Profilen von Polizisten, eine Welt, die man mit seinen Gedanken durchschneiden könnte wie ein Fisch mit seiner Flosse das Wasser durchschneidet, der die Stängel der Seerosen abweidet und über Nestern von weißen Meereiern schwebt. Wie friedlich ist es hier unten, verwurzelt in der Mitte der Welt und den Blick nach oben gerichtet durch die grauen Wasser mit ihren

plötzlichen Lichtschimmern und ihren Spiegelungen — wenn es nicht Whitakers Almanach gäbe — wenn es nicht die Tabelle der Präzedenzfälle gäbe!

Ich muss aufspringen und mit eigenen Augen sehen, was dieser Fleck an der Wand wirklich ist — ein Nagel, ein Rosenblatt, ein Riss im Holz?

Hier ist die Natur wieder bei ihrem alten Spiel der Selbsterhaltung. Dieser Gedankengang, so erkennt sie, droht bloße Energieverschwendung, ja sogar eine Kollision mit der Realität zu sein, denn wer wird jemals einen Finger gegen Whitaker's Table of Precedency erheben können? Auf den Erzbischof von Canterbury folgt der Lord High Chancellor; auf den Lord High Chancellor folgt der Erzbischof von York. Jeder folgt jemandem, das ist die Philosophie von Whitaker, und das Wichtigste ist, zu wissen, wer wem folgt. Whitaker weiß es, und das, so rät die Natur, soll euch trösten, statt euch zu erzürnen; und wenn ihr euch nicht trösten lassen könnt, wenn ihr diese Stunde des Friedens zerstören müsst, denkt an das Zeichen an der Wand.

Ich verstehe das Spiel der Natur — ihre Aufforderung, zu handeln, um jeden Gedanken zu beenden, der zu erregen oder zu schmerzen droht. Daher rührt wohl auch unsere leichte Verachtung für

Männer, die handeln, die nicht denken, wie wir annehmen. Aber es kann nicht schaden, seinen unangenehmen Gedanken durch einen Blick auf ein Zeichen an der Wand ein Ende zu setzen.

In der Tat, jetzt, da ich meine Augen darauf gerichtet habe, fühle ich, dass ich eine Planke im Meer ergriffen habe; ich fühle einen befriedigenden Sinn für die Realität, der die beiden Erzbischöfe und den Lord High Chancellor sofort in den Schatten der Schatten stellt. Hier ist etwas Bestimmtes, etwas Reales. Wenn man aus einem mitternächtlichen Schreckenstraum erwacht, macht man eilig das Licht an und legt sich zur Ruhe, um die Kommode zu verehren, um die Festigkeit zu verehren, um die Realität zu verehren, um die unpersönliche Welt zu verehren, die ein Beweis für eine andere Existenz als die unsere ist. Das ist es, wovon man sicher sein will. . . . Holz ist eine angenehme Sache zum Nachdenken. Es kommt von einem Baum, und Bäume wachsen, ohne dass wir wissen, wie sie wachsen. Jahrelang wachsen sie, ohne uns zu beachten, auf Wiesen, in Wäldern und an Flussufern — alles Dinge, an die man gerne denkt. Die Kühe wedeln an heißen Nachmittagen mit ihren Schwänzen unter ihnen; sie färben die Flüsse so grün, dass man, wenn ein Teichhuhn abtaucht, erwartet, sein Gefieder ganz grün zu sehen, wenn es wieder

auftaucht. Ich denke gerne an die Fische, die wie ausgeblasene Fahnen gegen den Strom balancieren, und an Wasserkäfer, die langsam Schlammkuppeln auf dem Flussbett errichten. Ich denke gerne an den Baum selbst: zuerst das trockene Gefühl, Holz zu sein; dann das Knirschen des Sturms; dann das langsame, köstliche Sickers des Safts. Ich denke auch gerne an ihn in Winternächten, wenn er auf dem leeren Feld steht, mit allen Blättern, die dicht gefaltet sind, nichts Zartes, das den eisernen Kugeln des Mondes ausgesetzt ist, ein nackter Mast auf einer Erde, die die ganze Nacht hindurch taumelt, taumelt. Der Gesang der Vögel muss im Juni sehr laut und seltsam klingen; und wie kalt müssen sich die Füße der Insekten anfühlen, wenn sie mühsam die Rindenspalten hinaufklettern oder sich auf dem dünnen grünen Blätterdach sonnen und mit riesigen, diamantgeschliffenen, roten Augen geradeaus nach vorne schauen. Eine Faser nach der anderen bricht unter dem ungeheuren kalten Druck der Erde; dann kommt der letzte Sturm, und die höchsten Äste stürzen herab und fahren wieder tief in den Boden. Trotzdem ist das Leben noch nicht vorbei; es gibt noch eine Million geduldige, wachsamen Leben für einen Baum, überall auf der Welt, in Schlafzimmern, auf Schiffen, auf dem Bürgersteig, in Zimmern, in denen Männer

und Frauen nach dem Tee sitzen und ihre Zigaretten rauchen. Er ist voll von friedlichen Gedanken, glücklichen Gedanken, dieser Baum. Ich würde gerne jeden einzelnen nehmen, aber irgendetwas kommt mir in die Quere . . . Wo war ich? Worum ging es eigentlich? Ein Baum? Ein Fluss? Die Downs, Whitaker's Almanack, die Asphodel-Felder? Ich kann mich an nichts erinnern. Alles bewegt sich, fällt, entgleitet, verschwindet . . . Es gibt eine riesige Umwälzung der Materie. Jemand steht über mir und sagt . . .

»Ich gehe jetzt eine Zeitung kaufen.«

»Ja?«

»Obwohl es nicht gut ist, Zeitungen zu kaufen.
. Nichts geschieht jemals. Verflucht sei dieser Krieg!
Gott verfluche diesen Krieg! . . . Trotzdem sehe ich nicht ein, warum wir eine Schnecke an unserer Wand haben sollten.«

Ah, das Zeichen an der Wand! Denn es war eine Schnecke.



Table of Contents

L. S. WOOLF - DREI JUDEN

VIRGINIA WOOLF - DAS ZEICHEN AN DER
WAND